

SLOW MEDICINE MEDIZIN MIT SEELE

Die verlorene Kunst
des Heilens

DR. MED.
VICTORIA
SWEET

HERDER

Peter aufs Bett. Wir warteten mit ihnen, und nach etwa zwei Stunden ließ Peter sie mit dem Pressen beginnen. Sie presste, und zu meiner großen Überraschung erschien sofort etwas Schwarzes zwischen ihren Beinen, und zwei Presswehen weiter ein komplettes Baby, ein winziges Mädchen, dem Peter keinen Klaps gab, damit es schrie, und das überhaupt nicht schrie und trotzdem sehr gut atmete.

Es war überwältigend. Als würde ein Kaninchen aus einem Zylinder gezaubert werden. Erst war nichts da, und dann war da etwas. Das winzige Ding war mit einer Art Schleimschicht bedeckt, und Jane nahm es, wusch es und legte es nackt neben Meg.

Dann kam die Nachgeburt. Meg hatte gehört, dass ein paar Leute in Berkeley, die eigentlich Vegetarier waren, sie anbraten und essen würden. Sie war reich an Proteinen und angeblich gut für das Immunsystem. Aber wir verwarfen die Idee. Peter begrub sie stattdessen hinterm Haus.

Dann stand Meg auf und wir aßen zu Abend.

Später, im Medizinstudium, würde ich einigen Kindern auf die Welt helfen, allerdings mit Infusionen, Nadel und Schere, Monitoring der fetalen Kopfhaut und Epiduralanästhesien. Trotz aller Technik stellte sich bei mir immer das Gefühl ein, einem Zaubertrick beizuwohnen – wie war *das* hierher gekommen? –, das Gefühl, ein Magier müsse die Finger im Spiel haben, wobei ich in diesen Momenten ja selbst der Magier war. Aber nie war da jenes Gefühl von Leichtigkeit, wie ich es bei Meg erlebt hatte. Ein Gefühl, als würde man eine Wiese hinunterlaufen, ein Gefühl von Reibungslosigkeit, von Selbstverständlichkeit, von *Slowness*.

Zu jener Zeit war ich mit dem College fertig und wusste nicht, was ich als Nächstes tun sollte. Die meisten von uns wussten es nicht, vor allem die Frauen. So weit hatten wir nicht gedacht. Alle Frauen, die wir kannten, waren Ehefrauen und Mütter, und wir hatten daher angenommen, dass im College irgendeine Verwandlung mit uns stattfinden würde. Aber das war nicht geschehen. Ich wollte keine Ehefrau werden. Ich wollte aber auch nicht promovieren (das war die einzige Alternative, die mir einfiel). Stattdessen ging ich auf Reisen. Damals war das noch nicht so teuer – für drei Dollar bekam man ein Bett und ein Frühstück. Ich kaufte ein Flugticket mit offenem Rückflug, flog nach Europa und reiste dort monatelang herum.

Und dann, in irgendeinem kleinen Buchladen, entdeckte ich, was ich als Nächstes tun würde.

Ich war schon lange in keinem Buchladen mehr gewesen, und dieser war herrlich. Er war staubig und roch nach Papier, und in einer Nische stand ein Drehständer mit englischen Büchern. Ich drehte daran und las dabei die Autoren und Titel auf den Buchrücken. Sinclair Lewis, Herman Wouk, Ernest Hemingway. C. G. Jung, *Erinnerungen, Träume, Gedanken*. Das zog ich heraus. Ich hatte von Jung gehört, vor allem von Jane, aber ich hatte ihn nie

gelesen.

Damals kaufte ich keine Bücher, weil sie mir zu teuer waren. Ich stand also den ganzen Nachmittag vor dem Drehständer und las Jungs Lebenserinnerungen.

Was mich bei dieser ersten Lektüre besonders beeindruckte, war, wie sich die Dinge in seinem Leben gefügt hatten. Als Student war er hin- und hergerissen zwischen den Natur- und den Geisteswissenschaften. Eigentlich wäre er gern Archäologe geworden, aber damit hätte er seinen Lebensunterhalt nicht bestreiten können, daher wurde er Arzt. Dann schloss er noch einen Kompromiss und nahm eine damals wenig prestigeträchtige, dafür aber sichere Stelle im »Burghölzli«, der psychiatrischen Klinik in Zürich an. Dieser Kompromiss veränderte sein Leben. Viele Jahre arbeitete er in der Klinik, sprach jeden Tag mit seinen Patienten, hörte ihnen aufmerksam zu und gelangte schließlich zu der Auffassung, dass ihre Psychosen gar nicht so unverständlich waren. In ihren Halluzinationen tauchten immer wieder bestimmte Akteure auf, die an Figuren aus Märchen, Mythen und Träumen erinnerten: der Knabe, die Verführerin, der Böse, der weise alte Mann. Auch die Themen ähnelten sich: Abenteuer, Heldentum, Kämpfe. Jung glaubte, dass sich die Halluzinationen der Patienten als Geschichten mit Anfang, Mitte und Ende begreifen ließen.

Dann richtete er sein Leben so ein, dass er seine Erkenntnisse vertiefen konnte. An den Vormittagen sah er seine Patienten und an den Nachmittagen beschäftigte er sich mit Alchemie, Astrologie und den östlichen und westlichen Traditionen. Schließlich baute er sich einen mittelalterlichen Rückzugsort, ein Steinhaus am Zürichsee, wo es kein elektrisches Licht gab und für das er allein die Schlüssel besaß.

Am Ende des Nachmittags habe ich das Buch dann doch gekauft, um es ein zweites Mal und sorgfältiger zu lesen.

Bei dieser zweiten Lektüre war mir, als würde Jung Dinge erklären, die mir schon immer bewusst gewesen waren, die ich aber nicht in Worte fassen konnte. Er beschrieb die Bestandteile der inneren Welt, die unser Selbst ausmachen.

Da gab es zum Beispiel – für alle, die mit Jung nicht vertraut sind – den *Schatten*, unseren eigenen, persönlichen Schatten. Damit war alles gemeint, was wir an uns selbst ablehnen und an anderen so liebend gern hassen. Jung nannte es den Schatten, weil er vom Licht des Ich-Bewusstseins geworfen wird, weswegen wir ihn nicht loswerden. In Träumen tritt er als Tier oder als dunkle Gestalt in Erscheinung, die den Träumenden auf einem finsternen Weg verfolgt. Er setzt sich aus Anteilen unseres Ichs zusammen, die wir selbst *sind*, aber nicht mögen. Den eigenen Schatten abzulehnen oder auf andere zu projizieren, führt zu Konflikten und einem Gefühl von Unvollständigkeit, das uns dazu veranlasst, beim anderen stets auf das Böse zu lauern. Sich den eigenen Schatten bewusst zu machen, heißt, wieder »ganz« zu werden.

Außerdem gab es die *Anima* – die schöne Prinzessin, die im Schloss eingesperrt ist und die wir befreien wollen. Sie ist ebenfalls ein Teil von uns, und sie ist die Frau, die wir in

anderen Frauen suchen. Auf der anderen Seite gab es den *Animus*, den gutaussehenden Helden, den wir heiraten oder der wir werden wollen. Oder beides.

Und es gab die spannende Erkenntnis, dass diesen besonderen Gegensätzen eine gewisse Rekursivität anhaftet. Da jeder Frau ein *Animus* – ein männliches Bild beziehungsweise ein männlicher Anteil ihres Selbst – innewohnt, muss dieses innere Bild wiederum seine eigene *Anima* haben. Und ebenso muss die *Anima* eines jeden Mannes ihren eigenen *Animus* haben. Eine Frau trägt also nicht nur ein ideales und heldenhaftes Bild des Mannes in sich, sondern auch ein sekundäres Bild von der Frau, die dieser innere Mann sich wünscht. Umgekehrt besitzt das innere weibliche Idealbild des Mannes, seine *Anima*, sein eigenes reflektiertes, sekundäres männliches Bild, den *Animus* der *Anima* – für welches von beiden entscheidet er sich?

Dem allen lag – wie eine Art Ozean oder der weiche Grund eines Sees – die wichtigste Figur zugrunde: das Unbewusste,² der heimliche Beobachter hinter den Kulissen, der in Bildern denkt und seinen eigenen Plan verfolgt. In unseren Träumen, in Zufällen und glücklichen Fügungen, deutet er uns seine Absichten an, so Jung. Sein Ziel ist die »Individuation«, jener mächtige, undarwinistische Drang, zum »eigenen Selbst« zu werden und all diese auseinanderdriftenden Figuren, Gefühle und Sichtweisen zu einem Ganzen zu vereinen, aber einem Ganzen, dessen Ganzheit man nie sehen kann.

Es gab sogar noch mehr. Das wurde mir klar, als ich das Buch ein drittes Mal las. Jung entwarf eine Philosophie der Ganzheit der Dinge. Alles impliziert sein Gegenteil und nichts ist wahr, so lange sein Gegenteil nicht ebenfalls wahr ist. Gut und Böse, Tag und Nacht, Licht und Dunkel, alles ist eins, und vollständig zu sein bedeutet, den Anderen nicht abzulehnen, sondern zu erfahren.

Jung glaubte nicht an Fortschritt, aber an Entwicklung. Die treibende Kraft hinter jeder Veränderung war die *Enantiodromie*,³ die Konfrontation der Gegensätze, das Ins-Leben-Rufen des Gegenteils mittels Konfrontation. Er glaubte an Zirkularität, an ein Kreisen und Rotieren, an jene zyklische Zeit, die ich auf dem Dach der Neumanns beobachtet hatte. Später fand ich heraus, dass es sich hierbei um eine sehr alte Theorie handelte, einen Kreislauf, der auf dem Fortschreiten der Äquinoktien beruhte, eine Wiederkehr und eine Vervollständigung des Platonischen Jahrs.

Es war Jung, der das anbrechende neue Zeitalter als Erster das »Zeitalter des Wassermanns« nannte. Wenn der dämmernde äquinoktiale Himmel von den Fischen zum Wassermann übergeht, schrieb er, werden wir die Dinge auf eine neue Weise betrachten – auf eine Weise, die wir einst kannten, die aber im Zeitalter der Fische in den dunklen Morast des Unbewussten versenkt wurde. Das Zeitalter des Wassermanns würde eine Revolution sein, und wir befanden uns an der Schwelle.

Nachdem ich das Buch zum dritten Mal gelesen hatte, wusste ich, dass es das war, was ich wollte: dieses Einströmen der Vergangenheit in die Gegenwart, insbesondere des vormodernen Bewusstseins, das in unserer westlichen Kultur durch die Moderne

unterbunden wurde.

Aber wie?

Ich würde eine Jung'sche Analytikerin werden, das war es, was ich wollte.

Ich habe es immer für eine glückliche Fügung gehalten, die mich zu jenem Buchladen und dem Drehregal mit *Erinnerungen, Träume, Gedanken* geführt hat. Jung hätte es als »Synchronizität« bezeichnet, ein Konzept, mit dem er bedeutsame Ereignisse erklärte, die keine Newton'sche Ursache haben: die zufällige Begegnung, die ein Leben verändert, der prophetische Traum, die richtige Intuition. Er brachte die Synchronizität mit der antiken Vorstellung von der »Sympathie aller Dinge« in Verbindung, weswegen er jeden Morgen seine Töpfe und Pfannen mit »Guten Morgen Topf, guten Morgen Pfanne« begrüßte. Und weswegen Menschen es persönlich nehmen, wenn sie an Krebs erkranken.

Nachdem ich von meinen Reisen zurückgekehrt war, nahm ich Kontakt zum Jung-Institut auf, um zu erfahren, wie man ein Jungianer, ein Jung'scher Analytiker wurde. Als Erstes müsste ich einen Doktor machen, hieß es – entweder in Psychologie oder in Medizin.

Das war mir recht. Nach sechs Monaten in der großen weiten Welt war ich nun bereit, mich für lange Zeit aus ihr zurückzuziehen. Ich entschied mich für Medizin.

1 *Das Platonische Jahr*. Die Präzession der Äquinoktien beziehungsweise die in den meisten vormodernen Kulturen vorherrschende Vorstellung, in einem geozentrischen Universum zu leben, trägt entscheidend zum Verständnis der antiken Weltansicht bei. Jener Kosmos, in dem die Erde im Zentrum steht, und sich alles andere um sie dreht, erklärt auch, warum sich die medizinischen Systeme Chinas, Indiens und des Westens so sehr ähneln, obwohl sie nicht identisch sind. Für mich war es besonders aufschlussreich, mit einem Astrolabium (auch Sternhöhenmesser genannt) eine mondlose Nacht draußen auf einem Hügel zu verbringen: Dieses Gerät, das seit der Antike unter anderem zur Bestimmung von Sternen verwendet wurde, beruhte auf der Vorstellung eines geozentrischen Kosmos. Ich beobachtete damit die Bewegungen der Sterne und konnte zusehen, wie sie auf- und untergingen und um den Fixpunkt des Polarsterns kreisten.

2 *Das Unbewusste*. Jungs Definitionen dieser Archetypen finden sich in einem Glossar, das die Herausgeberin Aniela Jaffé zusammengestellt und mit zahlreichen Zitaten aus Jungs Arbeiten versehen hat. Siehe C. G. Jung (1985). *Erinnerungen, Träume, Gedanken*, 15. Aufl., aufgez. und hrsg. von Aniela Jaffé. Freiburg: Walter-Verlag, S. 408–419. Meinem Verständnis nach zerfällt das Unbewusste bei Jung in das Unbekannte – im Sinne von etwas, das einst bekannt war, aber nicht mehr bekannt ist, zum Beispiel, weil es vergessen, nicht erinnert, verdrängt oder blockiert wurde, das noch nicht Erkannte – und das Unwissbare. Es ist mir allerdings nicht gelungen, an anderer Stelle meine Schlussfolgerungen aus den *Anima-* bzw. *Animus-*Definitionen zu finden, denen zufolge das Modell rekursiv ist: Da wir, so meine Überlegung, eine *Anima*, eine innere Frau haben, muss diese innere Frau ihrerseits einen inneren Mann haben.

3 *Die treibende Kraft hinter jeder Veränderung war Enantiodromie*. Jung schrieb, er habe das Konzept von Heraklit übernommen, aber wie es scheint, geht der Begriff auf Johannes Stobaios, einen späteren Kompilator von Heraklits Werk, zurück. Gemeint ist das »Entgegenlaufen von Gegenteilen«: Wann immer etwas zu sehr in das eine Extrem geht, löst es zum Ausgleich eine gegenteilige Reaktion aus. Jedes Extrem verkehrt sich in sein Gegenteil. Dieses Phänomen begegnet uns ständig: Jemand, der extrem homophob ist, wird schwul; der Atheist wird zum religiösen Eiferer, der Linke zum Konservativen, und umgekehrt. Meines Erachtens zeigt dieses natürliche Gleichgewicht oder Pendel, dass in jedem Extrem das eigene Gegenteil angelegt ist: In jedem Liberalen steckt ein Konservativer, in jedem Konservativen ein Liberaler. Eine gute Darstellung von Jungs Enantiodromie-Konzept findet sich unter: http://jungiancenter.org/jung-on-the-enantiodromia-part-1-definitions-and-examples/#_ftn2 [Stand: August 2017].

KAPITEL 2

Dr. Gurushantih und mein neuer weißer Kittel

In den ersten beiden Jahren unterschied sich das Medizinstudium eigentlich nicht vom College. Es gab Klassenzimmer, Professoren und Hausaufgaben. Und doch war es anders: Es herrschte ein anderer Ton, die Studierenden hatten ein anderes Ziel vor Augen und bekamen eine andere Art von Wissen vermittelt.

Den Ton bestimmten die Professoren, die viel größeren Wert auf Fachwissen legten als ihre Kollegen am College. Ihren Doktor hatten sie nicht in Geisteswissenschaften gemacht, sondern in Anatomie, Physiologie oder Mikrobiologie, und sie experimentierten an Tieren, Gewebe und Zellen. Als Lehrkräfte an der Medizinischen Fakultät bestand ihre Aufgabe jedoch darin, sicherzustellen, dass wir als angehende Ärzte alles lernten, was wir über ihre jeweiligen Fachgebiete wissen mussten, und das waren in erster Linie Fakten.

Unzusammenhängende Fakten, wie sich herausstellte. Fakten, die sie in diversen Experimenten gewonnen hatten, manche an Fröschen, manche an Bakterien, andere an Zellen in einer Petrischale. Und anders als in der Mathematik oder Physik passten ihre Fakten nicht immer zusammen. Es gab keine Struktur, an der man sich hätte orientieren können. Wir mussten sie schlicht auswendig lernen. Chemische Prozesse in der Froschniere, hämodynamische Berechnungen bei Ratten, bakterielle Enzymkaskaden. Es war, als würde man uns, die wir im Dunkeln tappten, für den Bruchteil einer Sekunde einen Bildausschnitt von der Haut, dem Rüssel oder dem Huf eines Elefanten zeigen und uns anhand dieser kurzen Eindrücke herausfinden lassen, was dieses Ding – der menschliche Körper – eigentlich war.

Gleichzeitig – und auch darin unterschied sich das Medizinstudium vom College – war jeder einzelne dieser Fakten wichtig. Jeder konnte über Leben und Tod entscheiden, je nachdem, ob wir sie im Gedächtnis behielten oder nicht. Wenn wir vergaßen, dass Patienten mit schweren Lungenerkrankungen nicht genügend Kohlendioxid abatmen, und wir ihnen zu viel Sauerstoff gaben, konnte das zum Atemstillstand führen. Wenn wir die Wechselwirkung bestimmter Medikamente vergaßen und unserem Patienten das falsche Medikament verabreichten, konnte er daran sterben. Es gab Tausende solcher